

satirische Ästhetik umkippt. Da wandert der Blick von der feinen Küche des Fünf-Sterne-Grand-Hotels ins Lager der Globalisierungsgegner, wo die Autorin mit einem Seitenhieb auf den Texaner George Bush „einen Hauch von Wildem Westen“ vermutet: mit „biologisch-dynamischer Tomatensuppe und Grünkernbratlingen“. Wie gesagt, alles vor den Krawallen und der angeheizten Stimmung vor Ort.

So richtig kurios sind die Dinge indes nicht, von denen der Film berichtet. Es handelt sich über weite Strecken eher um eine Anekdotensammlung. Dass US-Außenministerin Condoleeza Rice schon morgens um 4.30 Uhr ihren Tag im Fitness-Raum beginne, konnte ein Hotelangestellter bereits von einem vorangegangenen Bush-Besuch vermelden. Dass ein brandenburgischer Polizist nun 190 Kilometer Anreise zum Dienst hat und gerade Vater wurde, selbst der Bau des Zaunes rund ums Hotel, die so genannte „komplexe technische Sperre“, das alles blieb bloß eine Facette in einem etwas unübersichtlichen Mosaik namens „Gipfelstress“.

Es sollte laut Presstext „ein vergnüglicher Streifzug um den Nabel der Welt werden“, ist aber letztlich nur ein netter sommerlicher Film über die Merkwürdigkeiten, wenn Provinz und Weltpolitik aufeinanderstoßen. Diesen Kontrast lässt Knobel-Ulrich auf charmante, diskrete Weise wirken. Eine Nachhaltigkeit konnte der Zuschauer davon jedoch nicht erwarten. *Dieter Deul*

Lebensmuster

„Söhne ohne Väter. Vom Verlust der Kriegsgeneration“ Regie und Buch: Andreas Fischer, Kamera: Panagiotis Costoglou (3sat/SWR, 20.5.07, 21.15-22.45 Uhr)

epd Der Historiker Jürgen Reulecke zitiert Verse von Klabend: „Ich geb' dir bis zum Ostertor / Das schmerzliche Geleite / Du reitest in den Frühlingsflor / Ich schreite, schreite, schreite.“ Das Gedicht war ihm untergekommen an dem Tag, an dem sein Sohn geboren wurde, und es hängt nun an dieser Erinnerung des Vaterseins. Er selbst kann sich an seinen Vater nur wenig erinnern. Jürgen Reulecke gehört zur Generation der Kriegskinder, deren Väter umgekommen sind und die ohne sie aufwachsen mussten.

„Söhne ohne Väter“ ist der Titel des Dokumentarfilms von Andreas Fischer und er ist voll solcher Geschichten und Erinnerungen. Sein Thema ist auch, wie lange der Krieg in der Generation der heute 60-Jährigen weiterwirkt. Ihre Erfahrungen haben sie unterschied-

lich verarbeitet. Den einen war der abwesende Vater ständig präsent, sei es in Fotos, sei es als gedanklicher Bezugspunkt. Andere wiederum schienen ihn über viele Jahre nicht zu vermissen, sie hatten ihn ja kaum oder gar nicht kennen gelernt, und stellten sich dann erst spät dem Verlust. Sie haben den fehlenden Vater aber in dieser oder jener Form weitergetragen in ihrem eigenen Leben, übertragen in ihre eigene Vaterrolle und in das Verhältnis zu ihren Kindern.

Sie haben auch Lebensmuster ausgebildet, die sie in mehr oder weniger ausgeprägter Form gemeinsam haben: eine Art innerer Unruhe, beruflichen Erfolg (um dem abwesenden Vater zu zeigen, dass man es geschafft hat), intensive Reisetätigkeit (Andreas Fischer berichtet, dass ein Interviewpartner sagte: „Wir reisen immer in der Welt herum, als suchten wir etwas, was wir doch nie finden“) und Abneigung gegen Hierarchien – womit der Hierarch Peter Voß erklärt, warum er ehrgeizig und erfolgreich versucht hatte, an die Spitze einer Hierarchie zu kommen.

Acht Protagonisten lässt Andreas Fischer sprechen, unter anderem den Psychoanalytiker Jens Radebold und den Historiker Jürgen Reulecke, die beide schon zum Thema publiziert haben. Sie alle sprechen sehr reflektiert über ihre Erfahrungen und Empfindungen, gehen sehr weit auch im Umgang mit ihren Gefühlen, legen sie offen, ein schmerzlicher Prozess. Man kann es in den Bildern sehen, aber nie sind diese Bilder voyeuristisch. Der Film ist zurückgenommen und karg in seiner Machart, konzentriert sich ganz auf seine Protagonisten. Lediglich das eine oder andere Erinnerungsbild zeigt er, um von den fehlenden Vätern auch eine Anschauung zu geben.

Im Wesentlichen formt sich das Bild aber in den Erinnerungen der Söhne. Auf dokumentarisches Füll- und Illustrationsmaterial verzichtet der Autor. Hat man sich auf Fischers dokumentarische Methode eingelassen, entwickelt der Film einen starken Sog. Er treibt das gründliche Nachdenken auch beim Zuschauer voran, leitet ihn durch geschickt gegliederte Themenblöcke und führt allmählich und geduldig tief hinein in bewegende und anrührende Lebensgeschichten.

Er bleibt damit auch nicht in der Vergangenheit, sondern führt in die Gegenwart. Viele Lebensfragen leiten sich aus dieser vaterlosen Kindheit ab: das manchmal erdrückende, enge Verhältnis zu den Müttern, das Verhältnis der Söhne zu ihren Frauen, die eigene Vaterschaft und die Schwierigkeit, ohne eigene Erfahrung die eigene Vaterrolle einzunehmen. Da fallen viele sehr kluge Gedanken an, wie etwa die Überlegung des Reformpädagogen Helmut Alpei. Er schildert, wie er erst sehr spät begriff, wie ihn die Vaterlo-

sigkeit als Scham in seinem Leben einholte und diese Scham sich in die nächste Generation übertrug.

„Söhne ohne Väter“ ist ein Film über Männer, aber die Mütter sind in den Erzählungen und Gedanken stets präsent. Die Mütter haben schließlich die vaterlosen

Kinder in die Welt geführt, oft unter Verzicht auf weitere Partnerschaft und oft um den Preis beengender Bindungen. Und wenn die Söhne in diesem Film respektvoll über ihre Väter reden, so tun sie dies erst recht auch über ihre Mütter. *Fritz Wolf*

■ DOKUMENTATION

„Göttliches Kommunikationsgenie“

Germanist Jochen Hörisch zu der Frage: Passen Religion und Medien zusammen?

epd Beim Evangelischen Kirchentag in Köln diskutierten Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, der stellvertretende Chefredakteur des „Stern“, Hans-Ulrich Jörges, der Intendant des Thalia-Theaters, Ulrich Khuon, WDR-Fernsehdirektorin Verena Kulemkampff und Pfarrer Ulrich Parzany über „Glauben im Scheinwerferlicht“ (vgl. Meldung in dieser Ausgabe). Jochen Hörisch, Professor für Neuere deutsche Literatur und Medienanalyse an der Universität Mannheim, hielt zur Einführung in das Thema am 9. Juni einen Vortrag, den wir hier im Wortlaut dokumentieren. Hörischs Überlegungen werden vertieft in seinen Büchern „Eine Geschichte der Medien – Vom Urknall zum Internet“ (erschienen 2006), „Gott, Geld, Medien – Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten“ (2004) sowie „Brot und Wein – Die Poesie des Abendmahls“ (2004).

„Jesus ginge in eine Talkshow“, sagte der Publizistikreferent der EKD, Udo Hahn, in einem Gespräch mit dem „Mannheimer Morgen“ vom 9. Mai 2007. Er würde sich dabei, so die überzeugende Vermutung von Udo Hahn, am TV-tauglichen Mönch Anselm Grün orientieren – um zu ergänzen: so wie der TV-taugliche Mönch sich an Jesus orientiert.

Und der Zeitungsartikel fährt kommentierend fort: „Anselm Grün ist ein Mönch wie aus dem Bilderbuch. Auch wegen seiner allen Moden spottenden Erscheinung wird der Benediktinerpater gerne in die Fernsehstudios eingeladen. Dank der oftmals exotisch wirkenden Aura ihrer Hauptvertreter können die Katholiken gegenüber den Protestanten in den Medien punkten. Der Publizistikreferent der Evangelischen Kirche in Deutschland, Udo Hahn, erkennt den Vorsprung der katholischen Kirche in Sachen Medienpräsenz denn auch neidlos an. Eine solche Galionsfigur wie Anselm

Grün haben die Evangelischen derzeit nicht zu bieten. Zumal ihnen auch noch häufig genug der Papst die Schau stiehlt.“

Was folgt, ist ein tröstender Hinweis auf Bischof Wolfgang Huber und Bischöfin Margot Käßmann. Beiden ist ein hohes Maß an Telegenität nicht abzusprechen, und beide sind beeindruckende und stillichere Virtuosen des Umgangs mit der Medien-Öffentlichkeit noch dann, wenn es wie bei Bischöfin Käßmann um Angelegenheiten ihres Privatlebens geht.

„Begnadeter Prediger“

Jesus in einer Talkshow – das ist keine wohlfeile Provokation, sondern eine medienanalytisch belastbare These. Denn Jesus Christus ist ein Mann des gesprochenen Wortes, ein öffentlicher Redner von Graden, ein begnadeter Prediger, ein pointensicherer Gleichniserzähler, ein empathischer Trostspender, vor allem aber ein Liebhaber ironischer oder tieferster Gespräche. Im Gottessohn ist auch in einem durchaus diesseitigen Sinne das Wort Fleisch geworden. Jesus Christus ist eben ein göttliches Kommunikationsgenie.

„Ich aber sage Euch“ ist sein rhetorischer Grundgestus, der durchaus Talkshow-tauglich ist. Jesus selbst hat, darin Sokrates vergleichbar, bekanntlich keine Schriften verfasst und hinterlassen. Zwar konnte er schon in junglichem Alter Schriftgelehrte in Verlegenheit bringen. Als Schriftgelehrter hat er jedoch nicht gewirkt. Wohl aber wirkte er auf Köpfe, die ihrerseits wirkungsmächtige Schriften in seinem Geiste verfassten – auf die Evangelisten und vor allem auf den Apostel Paulus. Paulus gehört nun in die lange Reihe der religiös inspirierten Mediengenies, die früh begriffen haben, dass Religionsgeschichte Mediengeschichte ist und sein muss.